Leseprobe

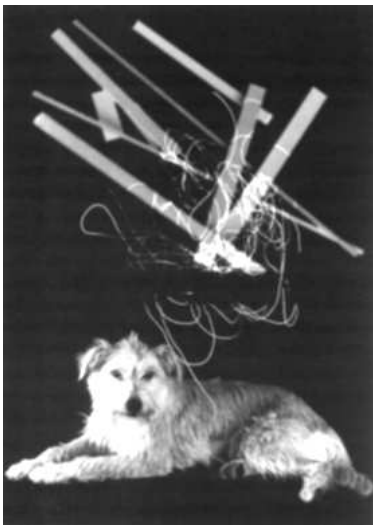
Leicafotos

Erstaunlicherweise gibt es sie immer noch, diese Zufälle, Merkwürdigkeiten und glücklichen Fügungen, die mir neue Bildtechniken erschließen und die mich durch überraschende Bildmotive in Erstaunen versetzen. .Ich war vor einigen Jahren aus meinem alten Viertel in einen anderen Düsseldorfer Stadtteil gezogen und suchte anfangs häufig jene ständig sprudelnde Quelle meiner Inspiration auf, eine Kneipe in Oberbilk, über die ich an anderer Stelle ausführlich berichtet habe. Dann wurden meine Besuche, wie es gewöhnlich geschieht, seltener, bis ich schließlich umständehalber ganz auf sie verzichten musste. Das besagte Lokal ist die Gaststätte »Zum gehörnten Schwan«; sie liegt an der Ecke, an der Vulkan- und Eisenstraße aneinander stoßen und wird von der Italienerin Artemisia Gentileschi, genannt Arte, geführt. Die Kneipe zieht eine bunte Mischung von Bewohnern das Viertels an: Dealer, Rentner, Kokser, Alkoholiker, Zuhälter, Nutten und Künstler aller Art. Den auch für ein Kiezlokal recht ungewöhnlichen Namen »Zum Gehörnten Schwan« verdankt Arte, wie sie mir einmal sagte, einer Erzählung Guillaume Apollinaires.

Als ich kürzlich in der alten Wohngegend zu tun hatte, nahm ich allen Mut zusammen und betrat wieder mein ehemaliges Stammlokal. Die Wirtin, die gerade dabei war, ein Glas über dem Tresen einzuhängen, ließ es vor Schreck fallen und stammelte: » Pi, Pe, Pidder, bis du dat wirklich? - Wat machs du denn auf eima hier? Ich dachte, du wärs tot. Kerkerker, auf den Schreck muß ich ersma wat zur Beruhigung. « Sie kippte, einen nach dem anderen, drei Korn, langte automatisch nach dem Glas über sich und zapfte ein Bier. »Hömma, fürn Toten siehsse abba ganz gut aus« sagte sie und fragte: »Na, trinksse widder Pils? ja? Nänänä; dann isset ja wieder gut. Abba getz erzähl ersma, wie et dich gegangen is.« Ich berichtete Artemisia Gentileschi, was ich in den letzten Jahren getrieben hatte, was mir widerfahren war und wie ich nun dabei sei, meine handwerklichen fotografischen Verfahren durch digitale zu ersetzen. »Kompjuterkacke«, schnaubte sie verächtlich, »lass die Finger davon. Die Zukunft kommt nich mehr ausse Steckdose. Die Zukunft sitzt jetz inne Gene. Nachwachsende Rohstoffe un so. Biokopie un Kloning. Sowat musse machen. Dat sacht auch der Oppa dahinten am Tisch. Dat is ein Freund von mir. Der is Experte. Tschitscherin heisster. Is Russe. Wa früher ma Oberst beim KGB. On nu hatter wat zu verkaufen. Komma mit. Ich glaub, dat is wat für dich.« Die Wirtin stellte mich dem Oberst vor. Wir kamen ins Gespräch und sogar ins Geschäft. Ich kaufte für lächerliche 280 Mark Leica von ihm, den Hund, mit dem ich seitdem fotografiere und mit dem ich auch die letzten Motive hergestellt habe (siehe Abb. 32-35, S. 36-37 in: Pidder Auberger, »Die Phantasie als Herrscherin über das Wahre«).

Oberst Tschitscherin hat mir am hinteren Kneipentisch im »Gehörnten Schwan« im Verlauf eines galoppierenden technisch-literarisch-philosophischen Gesprächs die theoretischen Grundlagen und die praktische Anwendung der organischen Fotografie vermittelt. Er illustrierte seine Ausführungen auf einem ganzen Stoß Bierdeckel, die die Wirtin als kostbare Dokumente in Verwahrung genommen hat. Ich möchte an dieser Stelle die Ausführungen des Oberst in der gebotenen Kürze zusammenfassen: Die Anfänge der organischen Fotografie gehen in die Zeit des Kalten Krieges zurück. Die Sowjetunion wollte ein Heer von Militär- und Industriespionen ausschicken, die mit den Erkundungswerkzeugen Block, Stift und Kamera auszustatten waren. Leider überstieg eine Großproduktion von Kleinkameras die Möglichkeiten der damaligen Planwirtschaft.

Als Ausweg ersann eine Gruppe russischer Wissenschaftler die Hundefotografie. Ausgehend vom »Gespräch zwischen Cipión und Berganza, Hunden des Auferstehungshospitals« von Miguel de Cervantes Saavedra (Salamanca 1613) und Iwan Petrowitsch Pawlows Lehre von den bedingten Reflexen (Leningrad 1904) entwickelten Spezialisten eine Methode, mit der Hunde so abgerichtet wurden, dass sie auf Befehl bestimmte Bildeindrücke in ihrem Gehirn speichern mussten. Der Spion, als Hundehalter getarnt, führte beispielsweise den Hund zu einer Kaserne, einer Fabrik, einem Flugzeug oder präsentierte ihm ein Schriftstück, und auf Kommando nahm der Hund nur dieses befohlene Bild in sein Gehirn auf und speicherte es. Mit Hilfe von Elektroenzephalogrammen (= EEG-Aufzeichnungen) wurden die Bilder zentral beim KGB abgerufen und über Transformatoren sichtbar gemacht. Die in den Hundehirnen gespeicherten Bilder löschte man schließlich durch einen entsprechenden Befehl und hatte die Hunde als Kameras erneut aufnahmebereit.



Im Laufe der Zeit verbesserten die Russen diese Technik so weit, dass sie 1957 in der Lage waren, die berühmte Hündin Leica im Weltraum und vom Weltraum aus Fotos machen zu lassen. Der Westen hatte von einem solchen Werkzeug der Sowjets keinerlei Kenntnis. Man nahm selbstverständlich an, die Kommunisten quälten das Tier bei seiner Weltraumfahrt durch zweifelhafte Versuche.

Mit züchterischer Raffinesse und durch genetischen Umbau entwickelten die russischen Biotechniker eine ganze Palette von Hundekameratypen, die sie neuerdings vermittels Cloning in jeder Stückzahl preisgünstig aufzulegen vermögen; nachwachsende Produkte also. Der Typ, den ich vom Oberst Tschitscherin erworben habe, ist sowohl nach der legendären Weltraumhündin benannt als auch in Namensgleichheit nach der ebenso legendären Kamera Leica.

Bei Leicas erfolgt die Bildaufnahme konventionell: das ursprüngliche Kommandoverfahren Leica-Foto-]etzt *wurde beibehalten. Die anschließende Bildübertragung wird auf biomagnetischem Wege vom Gehirn auf ein kleines rundes Messingplättchen vorgenommen, dass wie eine Hundemarke am Halsband befestigt ist. Ich brauche die Hundemarke meiner Leica nur noch in einen speziellen Decoder zu stecken und übertrage die Bilder wahlweise auf Negative im Kleinbildformat oder auf großformatige Glasnegative (Cliches-verre). Ich habe beide Negativarten nach Lust und Laune miteinander kombiniert und auf gutem altem Barytpapier abgezogen.*